



Bernhard Gerl

DER OBDACHLOSE RETTER

24 überraschende
Adventskalendergeschichten



adeo





INHALT

Vorwort	7
1 Das kann der HERR doch nicht ernst meinen!	9
2 Der Geruch von Hilfsbereitschaft	15
3 Im Blick eines Engels	22
4 Die Hebamme für Maria geht auf's Haus	29
5 Herz und Muskeln	37
6 Ein unpünktlicher Bus und ein ganzes Hähnchen im Ofen	42
7 Zacharias kann nicht schweigen	49
8 Kostenlos, aber nicht umsonst	56
9 Warum nicht?	64
10 Caprinael und Määh	69
11 Leere und Fülle	76
12 Nur ein Döner für Maria und Josef?	83

13	Da haben die Dornen Rosen getragen	91
14	Mortadella zum Frühstück	96
15	Der Versöhnungengel	107
16	Gedankenlesen? Ist ganz einfach!	114
17	Wasser für die Boten des Kaisers	120
18	Der Blick	132
19	Apfelkuchen für das Monster	138
20	Die ungeschriebene Wunschliste	144
21	Das Zeichen des Himmels	150
22	Die Wärme im Schneesturm	157
23	Der obdachlose Retter	163
24	Die Gastfreundschaft des Ochsen	169
	Danksagung	175





Für Margarita, Margarita und Helena





VORWORT

Die Vorweihnachtszeit ist jedes Jahr wieder eine ganz besondere Zeit. Die Tage werden kürzer und kälter, Dekorationen und Kerzenlicht geben dem gewohnten Zuhause einen neuen Anstrich. Es ist die Zeit, zur Ruhe zu kommen. Sich zwischen all der Hektik aus Geschenkeinkäufen und Weihnachtsfeiern mit einer Tasse Tee in den Sessel zu setzen, vielleicht die Füße am Kamin zu wärmen und einfach mal daran zu denken, warum wir Weihnachten feiern und warum wir uns so sehr darauf freuen.

24 Geschichten, eine für jeden Tag des Advents, atmen den Geist der Weihnacht. Jedes Lesekalendertürchen birgt eine besondere Geschichte, auf die es sich einzulassen lohnt. Mal wird es humorvoll, mal provokant, mal nachdenklich. Zum Selbstlesen oder Vorlesen. Ein Drittel der Geschichten spielen zur Zeit Jesu Geburt, die anderen im Heute. Immer finden Menschen einen neuen Zugang zu Gott und ihrem Nächsten oder bekommen einen kleinen Schubs, der sie wieder auf den wesentlichen Weg bringt. Es warten auf Sie viele Überraschungen und auch das eine oder andere Schmunzeln.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und eine schöne Adventszeit.



DAS KANN DER HERR DOCH NICHT ERNST MEINEN!

Siehe, ich bin die Magd des Herrn. (Lukas 1,38)

Der Erzengel Gabriel fühlte die Abendbrise in seinen gleißend weißen Flügeln. Er liebte es, die Schöpfung körperlich zu spüren, genoss den Geruch der Fladenbrote, die Anna für das Abendessen gebacken hatte. In der Ferne hörte er eine Mutter, die ihre Kinder schimpfte, weil sie keinen Überwurf trugen. Obwohl das Ende des jüdischen Monats Adar nahte, war es kühl. Gabriel schaute durch die Wand des stattlichen Gebäudes, das sich der reiche Joachim von seinem zukünftigen Schwiegersohn hatte erbauen lassen. Maria saß an einem Spinnrad in ihrem geräumigen Zimmer. In einem Wandschrank entdeckte der Engel mehrere Schriftrollen. Warum die beiden Alten dem Mädchen erlaubt hatten, lesen zu lernen, begriff er nicht. Nun gut, der HERR hatte ihm verraten, dass Frauen in zweitausend Jahren die gleichen Rechte haben werden wie Männer, selbst eigenen Besitz, und weitere fünfhundert Jahre später

werden sie überdies zum gleichberechtigten Tempeldienst zugelassen. Aber warum eine Sechzehnjährige im Jahr 3760 nach der Schöpfung las, blieb ihm unverständlich. Immerhin war sie ein gescheites Mädchen, und das konnte ja für die Mutter des Gottessohnes von Vorteil sein.

Es wurde für Gabriel Zeit, in den Raum zu treten. Wie sollte er sie ansprechen? Einfach mit „Sei gegrüßt!“. Oder besser mit „Der Friede sei mit dir!“. Vielleicht sogar mit „Der HERR sei mit dir!“. Oder noch treffender alles zusammen? Da ertönte im Inneren des Gebäudes Annas Stimme. Sie rief nach ihrer Tochter. Maria stand rasch auf, und wenig später trat sie mit einem Krug auf den Hüften aus dem Haus und eilte zum Brunnen im Hof. Gabriel sah sie nun zum ersten Mal ohne Hindernis. Sie war ein hinreißender Anblick. Bei den Griechen hätten Bildhauer Idole nach ihrem Vorbild geschaffen. In der Verehrung des einen HERRN hatten solche Abbilder selbstverständlich keinen Platz mehr auf Erden.

Während Maria den Krug mit Wasser füllte, wurde es dem Engel klar: Er würde sie mit „Sei gegrüßt, du Begnadete! Der Herr sei mit dir, du Gepriesene unter den Frauen!“ ansprechen. Er murmelte es tonlos vor sich hin. Da drehte sich das Mädchen erschrocken um und starrte in seine Richtung. Seltsam, sie konnte ihn doch gar nicht wahrnehmen, denn er hatte sich noch nicht offenbart. Verwirrt nahm Maria den Krug wieder auf und lief ins Haus zurück.

Wenig später saß sie erneut an ihrem Spinnrad. Sie spann scharlachrote Wolle für den neuen Vorhang im Tempel. Immer noch wirkte sie verstört. Gabriel sah ein,

dass er nicht zu imposant auftreten durfte, um sie nicht weiter einzuschüchtern. Vielleicht sollte er auf die ein-drucksvollen Flügel verzichten, sie gar ganz weglassen. Es würde reichen, wenn er weiß gekleidet war und ein țēpah über dem Boden schwebte.

Er hatte sich eben in Richtung Wand gedreht, um durch-zugehen, da öffnete sich die Tür zu Marias Zimmer und Joachim trat herein. Die Augen des Vaters strahlten, als er seine Tochter sah. Zwanzig Jahre lang hatte er warten müssen, bis ihm seine Ehefrau Anna ein Kind gebar. Die anderen Juden hatten ihm den Rücken gekehrt, die Priester seine Opfer abgelehnt, weil nicht zu übersehen sei, dass der HERR sich von ihm abgewandt habe. Die Geburt der klei-nen unschuldigen Maria hatte alles verändert. Er war wie-der der angesehene Mann, der er angesichts seines Vieh-reichtums sein sollte.

Anna hatte die Idee, das Kind dem HERRN zu weihen. Joachim war das anfangs ganz und gar nicht recht. Sich von dem Kindchen trennen? Das konnte er sich nicht vorstellen, und doch hatte er nachgegeben. Von ihrem dritten bis zum zwölften Lebensjahr lebte sie im Tempel, um Gott zu die-nen, dann war sie zurückgekommen und bald danach dem Josef versprochen worden.

Was wird der Vater sagen, wenn er erfährt, dass sein Augenstern schwanger ist und – viel mehr noch – dass das Kind nicht von ihrem Verlobten ist? Wird er glauben, dass es der Sohn Gottes ist? Gabriel konnte sich das kaum vorstellen. Anna und Joachim werden zerbrechen daran. Die Liebe zu ihrer Tochter wird auf eine schwere Prüfung

gestellt, vermutlich müssen sie das Mädchen verstoßen, damit die Juden von Nazareth sie nicht wieder aus der Gemeinschaft ausstoßen. Ein hartes Los für Maria und ihre Eltern.

Der Engel entfernte sich vom Haus und setzte sich an den Rand des Brunnens. Die Vertrautheit zwischen Vater und Tochter schmerzte ihn, da er wusste, dass sie nicht halten würde. Es brach Gabriel das Herz. Gab es einen Ausweg? Konnte er es ändern? Erwartete der HERR, dass er eingriff, oder ging es ihm nur darum, dass sein Wille geschehe?

Der Horizont färbte sich bereits rot, als der Gottesbote zur Hauswand zurückkehrte. Maria war wieder allein. Sie hielt eine Schriftrolle in den Händen und las darin. Sie hatte eine Stelle des Propheten Jeremia aufgerollt. Das musste Gabriel nicht sehen, er wusste es. Jeremia war Marias Lieblingsprophet. Sie war immer optimistisch. Es werde schon gut gehen. Der HERR werde mit ihr sein. Sei es drum, nun war die Zeit gekommen, zu ihr zu treten. Sollte er wirklich wie anfangs geplant durch die Mauer schweben? Natürlich würde dadurch seine Mission glaubwürdiger erscheinen. Oder war es besser, die Tür zu nehmen? Damit würde er sie am wenigsten erschrecken. Die beiden Alten würden ihn nicht bemerken, wenn er nicht wollte. Er könnte auch durch das Fenster steigen. Nein, das erschien ihm lächerlich. Es war egal, sein ursprünglicher Plan war in Ordnung. Er würde sich einfach vor ihr zeigen, wozu eine Tür?

Doch so weit kam es nicht, denn es klopfte. Noch bevor Maria „Herein“ sagte, ließ ein Lächeln ihr Gesicht erstrah-

len. Es war Josef. Der alte Mann war seit vier Jahren mit ihr verlobt. Der Witwer hatte keinen Grund zur Eile. Seine erste Ehe war glücklich und erfüllt gewesen. Er hatte zwei erwachsene Söhne, die seine Werkstatt übernehmen konnten. Und eigentlich fühlte er sich zu alt für das Mädchen. Die Aussicht, sie als Ehefrau zu sich zu nehmen, ängstigte ihn, andererseits spürte er, dass er sich jünger erlebte, sobald er bei ihr war. Maria schien sein Alter nicht zu stören. Er gefiel ihr. Sie liebte seine Sanftmut und war erleichtert, dass ihre Eltern mit ihm einen Sohn gewannen. Er würde später für sie sorgen, und ihm konnten sie ihr Vermögen hinterlassen – wengleich Josef mit Tieren nichts anzufangen wusste.

Gabriel fragte sich, ob wohl der Sohn des HERRN, Jesus sollte er heißen, gut mit Schafen würde umgehen können. Doch entscheidender war die Frage, was mit der Liebe zwischen diesen beiden Menschen geschah, wenn Maria schwanger wurde.

Für Josef würde es unmöglich sein, sie zu heiraten, so weit konnten seine Sanftmut und Geduld nicht reichen. Er würde sich genarrt vorkommen, annehmen, dass sich das junge Ding mit ihresgleichen vergnügt hatte. Er würde die Verlobung lösen. Es führte kein Weg daran vorbei. Und Maria, verstoßen von Eltern und Verlobtem, würde nichts anderes bleiben, als vor den Toren Jerusalems zu arbeiten, oder besser gleich in einem Tempel Babylons. War das der Ort, an dem der Sohn des HERRN aufwachsen sollte?

Gabriel wandte sich ab. Ohne dass er es gespürt hatte, waren die mächtigen Flügel wieder auf seinem Rücken

erschieden. Er wollte Maria diese Botschaft nicht überbringen. Er musste unbedingt noch einmal mit dem HERRN sprechen. Das konnte doch nicht sein Ernst sein!



DER GERUCH VON HILFSBEREITSCHAFT

Bahnt den Weg des Herrn, ebnet in der Steppe eine Straße.

(Jesaja 40,3)

Das Taxi strömte einen Duft nach orientalischen Gewürzen aus. Gerhard Ludger fand das nicht unangenehm. Er war der Auffassung, Gerüche verrieten Wesentliches über Menschen – und die kulinarische Vielfalt, die Leute wie dieser Taxifahrer nach Deutschland brachten, war nicht zu verachten. Der Fahrer bremste etwas zu zackig vor dem fünfstöckigen Wohnblock, in dem der Achtundsiebzigjährige seit mehr als vierzig Jahren lebte. Herr Ludger sah über diesen lässlichen Fehltritt hinweg, denn der Orientale war überaus hilfsbereit. Bevor er sich versah, hatte der Kerl seinen Koffer vor die Haustür getragen und den brandneuen Rollator – ein stabiles Kassenmodell – aus dem Kofferraum geholt.

Inzwischen hatte Gerhard Ludger seinen eigenen etwas steifen Körper aus dem Wagen geschält. Er war

ausgezeichnet gelaunt. Nach drei Wochen Klinik und zwei Monaten Reha war er endlich daheim. Sein Hausarzt, Dr. Martel, hatte das Einsetzen eines neuen Hüftgelenks unproblematischer geschildert, als es tatsächlich war. Es hatte lange gedauert, bis er wieder selbstständig laufen konnte. Bücken war nach wie vor schwierig und Treppensteigen würde weitere zwei oder drei Wochen dauern. Aber: Er wohnte im Erdgeschoss! Schon damals, als er und seine inzwischen verstorbene Emma die Wohnung gekauft hatten, war ihm klar gewesen, dass in einem Haus ohne Fahrstuhl nur eine Erdgeschosswohnung infrage kam. Man wird nicht jünger.

Das Taxi brauste davon und Gerhard Ludger schob langsam seinen Rollator auf die etwa zwanzig Meter entfernte Haustür zu. Die erst vor fünf Jahren gepflanzten Kiefern neben dem Weg verströmten einen kaum wahrnehmbaren Duft nach Menthol und Kräutern. Daheim!

Plötzlich öffnete sich die Tür seines Wohnblocks. Der bullige Kerl, der aus dem Haus kam, hätte zu einem schlechteren Zeitpunkt Gerhard Ludgers Laune vermiest. Der Bursche gab sich als Mitglied eines Wanderzirkus aus und bat alle paar Monate um Spenden. Wahrscheinlich ein Bulgare oder Rumäne. Das mit dem Zirkus war eine Lüge. Frau Reiner aus dem dritten Stock meinte, er spionierte, um herauszufinden, wo er einbrechen könnte. Das glaubte Ludger nicht. Rassismus lag ihm fern. Ein Wohnsitzloser eben, der trank, nach Alkohol stank wie alle Osteuropäer und bettelte, weil es bequemer war als arbeiten. Ludger hatte im Focus gelesen, dass man Bettlern nichts geben solle

und daran hielt er sich. Punkt! Der Rumäne interpretierte seinen abschätzigen Blick richtig und stampfte mit gesenktem Kopf zum nächsten Hauseingang der Wohnanlage, wo er beliebige Klingeln drückte.

Ludger blieb kurz stehen und holte den Haustürschlüssel aus der Tasche seines grauen Jacketts, dann schob er sich weiter. Sein Koffer stand ordentlich auf der obersten der zwei Stufen vor der Haustür.

Treppenstufen?

Natürlich! Die beiden unmittelbar vor dem Eingang hatte er vergessen. Sie waren ihm nie als Hindernis erschienen. Sicher waren sie sogar mit seiner körperlichen Behinderung zu bewältigen, wenn er geschickt vorging. Sein Rollator war zu groß, um auf der obersten Stufe Platz zu finden. Vor allem, da er selbst dort stehen musste, um die Tür zu öffnen. Er war also genötigt, es ohne ihn nach oben zu schaffen, und ihn dann zu sich zu holen, sobald er aufgesperrt hatte.

Bevor er einen Plan fassen konnte, öffnete sich die Tür wieder von innen. Frau Wagner kam mit ihrer kleinen Charlotte heraus. Das Mädchen stürmte sofort auf ihn zu.

„Herr Ludger, Herr Ludger. Ich habe jetzt ein Kaninchen. Ein schwarzes, ganz weich und niedlich. Papa hat einen Stall auf den Balkon gestellt, und ich kann das Kaninchen streicheln, wann immer ich will. Und hier auf dem Rasen wächst Löwenzahn, den frisst das Kaninchen. Wollen Sie es sehen?“

Der alte Mann befürchtete, dass dieses Tier sicherlich stinken musste, doch er blieb freundlich.

„Ja, natürlich, Charlotte. Du kannst jederzeit damit vorbeikommen.“

„Ach Charlotte! Herr Ludger hat bestimmt Wichtigeres zu tun“, bremste Frau Wagner ihre Tochter. „Schön, dass Sie wieder da sind.“

„Gerade zurückgekommen.“

„Geht es Ihnen gut? Charlotte ist ganz verrückt, wegen des Kaninchens. So ein Haustier ist pädagogisch wertvoll. Da lernen die Kleinen, Verantwortung zu übernehmen. Das mit dem Stallausmisten klappt leider bisher nicht. Aber wir müssen los. Sie hat um zwei Fußballtraining.“

Ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen, eilte sie mit ihrem Kind davon. Zurück blieb eine Duftwolke aus ihrem herben Parfum. Gerhard Ludger war es ganz recht, dass sie weg war. Er wollte sich ohnehin nicht helfen lassen. Dieses Hindernis musste er allein meistern. Aus dem Augenwinkel bemerkte er, dass der Bulgare zum Hausaufgang Nr. 3 weitermarschierte. Er schaute nicht in seine Richtung. Gut.

Nun also: Herr Ludger stellte den Rollator parallel zur ersten Stufe, hielt sich mit der linken Hand daran fest und setzte dann das operierte rechte Bein auf die Treppenstufe. Soweit kein Problem, das linke Bein war belastbar, darauf würde er ewig stehen können. Nun musste er sich nur mit dem rechten Bein und dem Arm nach oben drücken, um diese erste Stufe zu erklimmen. Er atmete tief durch, versuchte das rechte Bein zu belasten – ein stechender Schmerz durchfuhr seine Hüfte, gleichzeitig wackelte der Rollator. Beinahe wäre er gestürzt, doch er fing sich gerade noch auf.

Gerhard Ludgers Herz raste, die Hüfte schmerzte, aber heftiger traf ihn die Erkenntnis, dass er keine Chance hatte, allein bis zur Tür zu kommen. Wenigstens konnte er sich auf den Rollator setzen und sich ausruhen. Schweiß rann ihm über die Stirn und den Rücken. Er beschloss, sich in seiner Wohnung sofort zu duschen, um nicht zu riechen, wenn seine Tochter eintraf, um ihm zu helfen und um endlich die Wohnung weihnachtlich zu schmücken. Kaum saß er, da kam Frau Wagner wieder an ihm vorbeigestürmt.

„Charlotte hat die Sportschuhe vergessen. Diese Kinder! An nichts denken sie.“

Sie sperrte die Tür auf, verschwand im Haus und kehrte eine Minute später mit zwei rosa Stollenschuhen wieder zurück. Sie war so außer Puste, dass sie für Herrn Ludger lediglich ein flüchtiges Winken übrig hatte. Von ihr konnte er keine Hilfe erwarten. Was konnte er tun? Den Rettungsdienst rufen? Das war ja lächerlich. Seine Tochter wohnte 100 Kilometer weit weg und würde heute Abend zu ihm kommen, gegen sieben. Solange wollte er hier nicht ausharren.

Da öffnete sich wieder die Tür. Heraus kam Professor Grundbach. Ein außerordentlich feiner Herr kurz vor dem Ruhestand. Gerhard Ludger hatte beobachtet, dass er regelmäßig am Morgen joggte, und deshalb körperlich sehr fit sein musste. Doch er hatte bisher, abgesehen von einigen banalen Freundlichkeiten auf einer Hauseigentümergeversammlung, kaum zwei Sätze mit ihm gewechselt. Dieser Akademiker verkehrte in höheren Kreisen. Die beiden

Männer nickten sich zu, und der Professor stolzierte in Richtung Stellplätze davon, wo sein tannengrüner Tesal stand.

Gerhard Ludger fasste blitzschnell einen Entschluss. Er musste ihn um Hilfe ersuchen. Es gab keine andere Lösung. Grundbach war schon bei Hauseingang 3, da winkte Ludger und rief:

„Hallo Herr Professor. Könnten Sie bitte ...“

Doch der Angesprochene reagierte nicht. Gleichzeitig kam der Zirkusmann aus dem Nachbarhaus. Der sah das Winken und wandte sich ihm zu. Oh nein! Ihn hatte Ludger nicht gemeint. Rasch senkte er seinen Arm und verstummte. Der Rumäne zögerte kurz und stapfte schließlich auf den alten Mann zu.

„Wollen mit Hilfe in Haus?“, fragte er mit einer knarrenden tiefen Stimme, als er vor Ludger stand. Der wedelte mit der Hand, in der er den Schlüssel hielt:

„Nein, nein. Ich schaffe das schon.“

Er hätte es schrecklich gefunden, sich von einem Fremden anfassen zu lassen. Das kam gar nicht infrage. Der bulle Kerl grinste. Er entblößte dabei einen kleinen Diamanten im Schneidezahn.

„Wir schaffen das? Nein!“, sagte er, griff energisch nach dem Schlüssel in Ludgers Hand, sprang die beiden Treppeinstufen hinauf, sperrte auf und rastete die Tür ein, sodass sie offen blieb. Dann packte er den Koffer und stellte ihn vor Ludgers Wohnungstür – offensichtlich erinnerte er sich daran, wo er regelmäßig abgewiesen wurde. Gleich darauf kam er zurück.

„Danke, danke, jetzt geht es schon“, begann Ludger, um weitere Hilfe abzuwehren, aber er stieß auf taube Ohren. Der Osteuropäer grinste erneut. Er half Gerhard Ludger aufzustehen, griff ihn mit dem rechten Arm unter die Achsel, mit der linken Hand packte er den Rollator und hob den alten Mann mit Leichtigkeit ins Haus.

Gerhard Ludger indes holte tief Luft und war fassungslos – der Rumäne verwendete dasselbe Aftershave wie er selbst.



IM BLICK EINES ENGELS

Er wurde vom Geist in den Tempel geführt. (Lukas 2,27)

Unaufdringlich fielen ein paar verkümmerte Schneeflockchen durch die knackig kalte Abendluft. Daniel hatte sich bei Starbucks einen Caramel Macchiato geholt. Er war zu flatterig, um im Café zu bleiben, aber bei diesem Wetter fand er auch keinen Platz, um sich draußen bequem hinzusetzen. Vollkommen verkorkste Feiertage lagen hinter ihm. Eigentlich hatte er mit zwei Freunden am Heiligen Abend einen James-Bond-Marathon veranstalten wollen. Ihr Plan war gewesen, mindestens einen Film jedes Hauptdarstellers anzuschauen. Sean Connery, Roger Moore, Timothy Dalton, Pierce Brosnan, Daniel Craig. Er liebte Pierce Brosnan, den Helden seiner Jugend. Mit genügend Bier und Chips wäre das unterhaltsamer als die originellsten Geschenke gewesen. Aber Tobias hatte sich erkältet und Sebastian beschlossen, sich doch bei seiner Mutter blicken zu lassen.

Daniel fand in der offenen Vorhalle des Doms ein trockenes Plätzchen und eine niedrige Mauer, auf die er sich